



# Ich bleib noch ein bisschen bei dir

Abschied nehmen dauert. Manchmal mehrere Tage. Im Frankfurter Bestattungshaus haben Trauernde alle Zeit der Welt

Von Anne Lemhöfer

**I**m Abschiedsraum hängt keine Uhr. Wer will, kann sich über Nacht den Schlüssel zum Bestattungshaus von Sabine Kistner und Nikolette Scheidler geben lassen. Kann die ganze Nacht sitzen bleiben bei dem, der gestorben ist. In einem Schaukelstuhl, auf einem Sofa, auf dem Boden. Eine Hand halten, die kalt ist. Oder einfach schauen, denken, weinen. Manche trinken ein Glas Rotwein, während sie da sitzen, oder sie essen Pizza vom Bringdienst. Andere essen nicht und trinken nicht. Alle eint eine Fassungslosigkeit, die lange nicht weichen will. Zeitdruck und Trauer passen nicht gut zusammen. Viele wissen gar nicht, dass man Tote laut Gesetz 36 Stunden zu Hause behalten darf. Bei entsprechender Kühlung bleiben, je nach kommunaler Friedhofsverordnung, sogar bis zu zehn Tage Zeit bis zur Beerdigung oder Einäscherung.

Korbmöbel, wie in einem Wohnzimmer. Durchs Fenster fällt der Blick direkt in den Himmel. Keine Selbstverständlichkeit im Frankfurter Gutleutviertel, das im Schatten des Hauptbahnhofs liegt. Die Blickachse im

Abschiedsraum ist ein Glücksfall, wie so vieles in diesem Haus. Da ist das weite Foyer für die Trauergäste, mit viel Platz für schöne, antike Möbel. Da ist das Gartenhäuschen, das jetzt als Kühlhaus fungiert und über einen kleinen Waschraum direkt mit dem Erdgeschoss verbunden ist – beides ist Pflicht, wenn man Verstorbene tagelang unterbringen möchte. Da sind die Nachbarn, die bereit sind, den Tod in nächster Nähe zu ertragen. »Wir haben lange nach einer passenden Immobilie gesucht«, sagt Sabine Kistner.

»Noch ein Stück hier rüber, halt, genauso.« Im länglichen Saal für die Trauerfeiern schabt Holz leise über Holz. Der schlichte Kiefernarg, mit dem Verstorbenen darin über 90 Kilo schwer, bildet jetzt zusammen mit dem Podest, auf dem er ruht, eine Linie. Sabine Kistner tritt zurück. Lässt den Anblick auf sich wirken. »Ja, so ist es gut.« Nikolette Scheidler dreht sich um, geht mit eiligen Schritten aus dem Raum, vorbei an leeren Stuhlreihen. Jemand muss jetzt den Kuchen anschneiden, den noch warmen Zuckerkuchen, den der Bäcker aus dem Vorderhaus gerade vorbeigebracht hat. Die ersten Trauergäste kommen gleich.

Beide Frauen haben kinnlange dunkle Haare, sind groß und schlank. Sabine Kistner ist 58, Nikolette Scheidler 55 Jahre alt. Vor fünf Jahren haben sie sich selbst zu Bestattungsunternehmerinnen umgeschult. Ihr neuer Beruf verlangt täglich eine besondere Mischung aus Einfühlungsvermögen und Organisationstalent. Sabine Kistner ist Religionspädagogin und hat als

Seelsorgerin in einer Klinik gearbeitet, Nikolette Scheidler lernte Veranstaltungsmanagement.

**Es ist Handwerk. Das auch.** Heute waschen sie Tote und hören zu, wenn Menschen etwas erzählen und dabei weinen und zittern. Sie erklären die Besonderheiten der Sargtypen, die man im Obergeschoss anschauen und aussuchen kann, oder holen ein passendes Bilderbuch aus dem Regal, wenn ein Junge seine Großmutter verloren hat. Sie überprüfen die Temperatur am Kühlhaus, die konstant vier Grad betragen muss. Sie bestellen Kuchen und kochen Kaffee. Stecken frische Sonnenblumen in Vasen. Schreiben Telefonnummern von Trauerrednern auf. Dirigieren den hauseigenen weißen Leichenwagen in die Hofeinfahrt. Manchmal organisieren die beiden Vorträge mit Titeln wie: »Was macht der Krebs mit uns?«

Klassisches Handwerk und menschliche Herausforderung: Das Bestattungswesen ist beides. Seit jeher. Doch es verändert sich, nicht nur im Frankfurter Gutleutviertel. Jemanden gehen lassen, wie er gelebt hat, das wünschen sich immer mehr Hinterbliebene. Warum jemanden mit einem Choral verabschieden, der am Wochenende zu Technomusik getanzt hat?

Die ersten Gäste stehen jetzt im Foyer, Ehefrau, Kinder, Enkel, Geschwister. Die Bestatterinnen drücken Hände, sprechen leise ihr Beileid aus, zeigen, wo die Stühle aufgestellt sind, wo das Klavier steht; sie führen die Witwe zum Sarg. Der Verstorbene





FOTOS: MEISE

**Sabine Kistner und Nikolette Scheidler: Sie wollen eine Brücke schlagen in die Zeit, als Tote erst mal zu Hause blieben**

ne war Künstler und Grafiker, die Steine vor dem Sarg hat er noch selbst gestaltet. Der Raum füllt sich. Alle bekommen am Eingang brennende Kerzen, die sie nach vorne tragen und als Schiffchen in ein Wasserbad setzen können.

Augen zu und durch. Ein schreckliches Ereignis rasch und reibungslos verwalten, das erwarteten trauernde Menschen, jedenfalls in den hiesigen Städten, jahrzehntelang vom Bestatter ihrer Wahl – Bürokratie, Logistik, Transport: am besten alles mit einer Unterschrift regeln, in Schockstarre bleiben bis nach der Beerdigung. Trauern? Später. Am Grab. Vor dem Fotoalbum. Wenn die Verwandtschaft wieder abgereist ist. Allein im Bett. Gemeinsam in einer Trauergruppe. Abschied nehmen, wenn der körperliche Abschied längst vollzogen ist.

Für Sabine Kistner blieb ein Unbehagen. Sie hat in der Klinik erfahren, wie es ist, wenn Verstorbene plötzlich weg sind. Keine Zeit mehr, bei ihnen zu sitzen. Unwiderruflich fort, in einer Schrankschublade der Pathologie, im Kühlraum des Friedhofs. Für immer. »Viele denken, es sei einfacher, wenn zwischen Krankenhausbett und Friedhof alles schnell geht. Doch das Gegenteil ist wahr«, sagt sie. Mit dem Bestattungshaus wollen Kistner und Scheidler eine Brücke schlagen in die Zeit, als Tote erst mal zu Hause blieben.

**Berühren, um zu begreifen.** Erwachsene, aber auch Kinder haben Verwandte und Nachbarn noch bis vor fünfzig Jahren im offenen Sarg gesehen und angefasst. Berühren, um zu begreifen. Sabine Kistner vergleicht die Bestattungshäuser, die in Deutschland immer zahlreicher werden, gerne mit den Geburtshäusern. Die Geburtsbewegung forderte: »Gebt den Müt-

tern ihre Neugeborenen zurück.« Sie schuf in den Kliniken Räume fürs Auf-die-Welt-Kommen. Kistner und Scheidler wollen den Trauernden ihre Toten zurückgeben. Die Hoheit über erste und letzte gemeinsame Stunden wiederzugewinnen, das entspringt wohl einem ähnlichen Impuls.

Die Schwimmkerzen flackern. Es ist ganz still, als der Trauerredner spricht. Er erzählt ein Leben nach, das offenbar nicht einfach gewesen ist, erinnert an einen Menschen, der offenbar auch nicht einfach war. Vielleicht hätte eine Pfarrerin es anders gesagt. Hier passt es. Viele Gäste loben die Rede später, als Sabine Kistner den Kaffee ausschenkt, sie sagen: »Das waren die richtigen Worte. Ehrlich, aber gut.«

Ganz unterschiedliche Leute sitzen bei den Vorgesprächen im Bestattungshaus, die meisten kommen über Mundpropaganda, aber nicht alle. Ein bisschen Stadtteil-Pietät sind Kistner und Scheidler auch, unter »B« stehen sie selbstverständlich in den *Gelben Seiten*. Es gibt Verstorbene, für die wählen ihre Angehörigen das Bestattungshaus, weil sie der Kirche fernstanden und mit der Friedhofskapelle wenig anfangen können. Die Regel ist das nicht. »Wir sind keine Gegenveranstaltung zur Kirche, im Gegenteil«, sagt Sabine Kistner. Sie ist evangelisch, Nikolette Scheidler katholisch. »Wenn ein Verstorbener zu Lebzeiten noch Kontakt zur Kirche hatte, helfen wir der Familie, den wiederherzustellen.«

Die Trauerkultur schafft sich neue Orte, die immer häufiger abseits der Friedhöfe liegen. Nicht nur Bestattungshäuser. Friedwälder zum Beispiel, Baumwipfel statt Granit über dem Urnengrab. Den Trend hat 2011 eine *Emnid*-Umfrage bestätigt. Grabbeigaben und andere individuelle Trauerri-tuale haben demnach stark an Bedeutung

gewonnen. Ein knappes Viertel der Befragten wünscht sich Aufbahrungen.

Im Bestattungshaus darf, wer möchte, die Versorgung des Toten von Anfang an begleiten, mithelfen beim Waschen, Eincremen und Einkleiden – und erlebt so auch die Veränderung des Körpers mit. Häufig ein wichtiger Moment des Verstehens, sagt Sabine Kistner. »Wenn nach ein, zwei Tagen die Wangen einfallen und der Mensch nicht mehr aussieht, als schlafe er, dann können viele den Satz sagen: Sie dürfen den Sarg zumachen.« Umgekehrt wird auch niemand zu etwas gezwungen. Zwei heranwachsende Mädchen etwa hätten ihre verstorbene Mutter nicht mehr anschauen wollen. Sie bemalten lieber den Sarg.

**Ein Keks für den toten Bruder.** Sabine Kistner ahnte, dass der Beruf sie an Grenzen bringen würde. »Ich wusste, es kommt der Moment, in dem wir ein totes Kind hier haben«, sagt die Mutter eines erwachsenen Sohnes. Der Moment kam. Mehrmals schon. Einmal hat ein vierjähriger Junge seinem kleinen Bruder einen halben Keks mit in den Sarg gelegt. Kistner und Scheidler stehen den Trauernden während der gesamten Abschiedszeit zur Seite, »mitfühlend, aber nicht mitleidend«, sagen sie. »Professionelle Berührbarkeit« nennen sie das.

Trauern muss nicht leise sein. Und ist manchmal einfach zu raumgreifend für die städtische Trauerhalle, deren Schlüssel der Friedhofswart bestimmt nicht herausgibt, wenn sich der Schmerz nicht an Öffnungszeiten hält. Eine Clique junger Leute kam einmal mit Gitarren und Schlafsäcken ins Bestattungshaus. Sie weinten und musizierten die ganze Nacht. Kein Nachbar beschwerte sich. ■